

"Einmalig in der Welt" in Der Spiegel (13. November 1995)

Legende: In seiner Ausgabe vom 13. November 1995 berichtet das deutsche Nachrichtenmagazin Der Spiegel über die Aufstellung des Eurokorps, ein militärischer Verband der sich aus deutschen, französischen, belgischen und spanischen Soldaten zusammensetzt.

Quelle: Der Spiegel. Das deutsche Nachrichtenmagazin. Hrsg. AUGSTEIN, Rudolf ; Herausgeber AUST, Stefan. 13.11.1995, n° 46; 49. Jg. Hamburg: Spiegel Verlag Rudolf Augstein GmbH & CO.KG.

Urheberrecht: (c) Der Spiegel

URL: [http://www.cvce.eu/obj/"einmalig_in_der_welt"_in_der_spiegel_13_november_1995-de-d2dbdca6-a777-4e36-8617-cca3a6d403fb.html](http://www.cvce.eu/obj/)

Publication date: 16/09/2012

„Einmalig in der Welt“

Das Eurokorps, Stolz von Kohl und Mitterrand, steht zum Einsatz bereit. Die multikulturelle Truppe ist ein militärisches Unikum: 50 000 Soldaten aus vier europäischen Ländern – ein Labor, in dem erforscht werde, sagt ein französischer General, „bis zu welchem Grad Menschen miteinander zu mischen sind“.

Wenn Bruno Klein, Oberstabsfeldwebel der französischen Armee, seinen Militärdienst „draußen im Gelände“ leistet, bekommt er „manchmal den ganzen Tag überhaupt nichts zu essen“. Das hebt zwar nicht gerade die Laune, aber er kann „damit ziemlich gut leben“. Die Kameraden aus Deutschland jedoch, so hat der Elsässer beobachtet, mögen so etwas gar nicht.

Wenn die nichts im Magen haben, ballern sie los: „Ohne Mampf kein Kampf.“

Den Deutschen Helmut Willmann, Kommandierender General, packt hin und wieder der Arbeitshunger, und dann möchte er mit den Stabsoffizieren ununterbrochen seine Pflicht tun - aber ans Essen denkt er dabei überhaupt nicht. Dann jedoch „fangen die Franzosen an, mit den Füßen zu scharren“, wie ein Oberst es ausdrückt. Der Entlastungsangriff, der nun unumgänglich ist, wird zumeist vom Chef des Stabes geführt: „Herr General, wir haben jetzt Mittagszeit“, und dann wird endlich getafelt.

Klein und Willmann dienen gemeinsam im Eurokorps, einem militärischen Verband, der weltweit einzigartig ist - und der nicht nur in derlei Kleinigkeiten voller Widersprüche steckt. Militärgeschichte wird dieses Korps in jedem Fall machen - als Malheur oder als Meilenstein: die von den Staatsmännern Helmut Kohl und François Mitterrand betriebene Aufstellung einer gemischten europäischen Truppe, die Ende November mit 50 000 Mann bereit zum Einsatz sein soll.

Die Feuerkraft des Eurokorps – das von Deutschen und Franzosen kurz vor der Konferenz von Maastricht noch schnell in die Einigungskämpfe um Europa geworfen wurde - ist beachtlich: Zugeordnet sind dem Verband eine deutsche und eine französische Panzerdivision, eine mechanisierte Division aus Belgien, eine spanische sowie die deutsch-französische Brigade - deren 5100 Soldaten den gemeinsamen Einsatz schon seit sechs Jahren üben. Das Oberkommando führt ein ebenfalls gemischter Stab, der mitsamt einem Versorgungsbataillon in Straßburg residiert.

„Ein Baustein für die europäische Verteidigung“ ist das Eurokorps nach den Worten des deutschen Verteidigungsministers Volker Rühle. Zunächst jedoch war es ein Stein des Anstoßes.

Die Amerikaner witterten den Versuch der Franzosen, einen Keil in die Nato zu treiben, der sich Paris seit langem verweigert. Den Briten, denen deutsch-französische Kumpanei prinzipiell die Stimmung verdirbt, erschien das Unternehmen „nutzlos und gefährlich“. Unterdessen ist die Debatte verstummt, doch die Unschärfe, unter der das militärische Profil dieses Korps von Anfang an litt, ist geblieben. Bis auf weiteres haben sich die politischen Oberbefehlshaber darauf verständigt, ihr kampfkraftiges Gemisch für Einsätze bei der „Krisenreaktion“, bei „friedenerhaltenden und friedenschaffenden Maßnahmen“ sowie für „humanitäre Hilfe in der ganzen Welt“ vorzuhalten.

Die Männer vom Eurokorps haben die Gefahr, als Theatertruppe Karriere zu machen, natürlich erkannt: 50 000 Soldaten und ein Ensemble begabter Stabsoffiziere, die pausenlos das Stück vom europäischen Gedanken aufführen.

Er müsse „immer aufpassen“, sagt der Kommandierende General Willmann, „daß uns nicht nur die Völkerverständigung angerechnet wird“. Ganz böse wurde der General, als britische Kollegen durchblicken ließen, daß sein Korps doch wohl mehr für den Schaukampf gedacht sei: „Mir unterstehen mehr Panzer, als der gesamten britischen Armee zur Verfügung stehen“, hat er da zurückgeblafft, und die Gentlemen gaben Ruhe.

„Mehr Panzer als die gesamte britische Armee“

Vielleicht müssen Soldaten das so sehen: Immer nur Rohre putzen, das geht nicht, wenigstens die Möglichkeit, daß daraus auch mal geschossen werden kann, sollte offen bleiben. Doch die wahre Bedeutung dieser multinationalen Einheit wird nicht auf dem Schlachtfeld liegen.

In Straßburg und im badischen Müllheim, wo die Stäbe des Eurokorps und der deutsch-französischen Brigade stationiert sind, läuft ein Prozeß ab, der dem Völkerfrieden womöglich eher dient als die friedenschaffenden Maßnahmen auf Panzerbasis.

Militärische Kulturen, die grundverschieden sind, prallen dort aufeinander. Die Bundeswehr, ein Entwurf der deutschen Nachkriegsdemokratie, ausgestattet mit dem Prinzip der Inneren Führung - und die Grande Armée der Franzosen, die befrachtet ist mit imperialen und kolonialen Traditionen und mit Führungsidealen, die schon bei Austerlitz hoch im Kurs standen.

Dazu gekommen sind inzwischen die Spanier, die ihren weithin bekannten Stolz mitbringen, sowie die Belgier - mit ihren Flamen und Wallonen, die schon im zivilen Leben alle Mühe haben, nationale Einheit zu empfinden. Und abgesehen davon, daß sie nun alle Gewehr bei Fuß stehen, scheint kaum etwas zusammenzugehen.

Gewiß ist das „einfach phantastisch“, wie Stabsfeldwebel Gerhard Wörner schwärmt, daß in seiner Kaserne „jetzt Jungs zusammenleben und sich vertragen, deren Großväter noch aufeinander geschossen haben“. Dieses multikulturelle Militärgebilde, glaubt der deutsche Oberst Harald Quiel, stellvertretender Kommandeur der Brigade, „ist einmalig in der Welt“. Ein „Labor“ sei das geradezu, findet Quiels Chef, der französische General Bernard Friedrich, in dem erforscht werden könne, „bis zu welchem Grad Menschen miteinander zu mischen sind“.

Aber wie kann so etwas funktionieren, wenn sich schon bei den einfachen Dingen wie Essen und Trinken erste Gräben auftun? Was passiert bei den Flamen des belgischen Kontingents, wenn ihnen ein Spanier den schriftlichen Befehl eines deutschen Offiziers in die Hand drückt, der ins Französische übersetzt wurde? Nicht zu reden von all den verschiedenen Dienstvorschriften oder den soldatischen Sitten, die soviel miteinander gemein haben wie Napoleon mit dem Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestags.

„Das größte Problem“, sagt Oberst Quiel, „ist nach wie vor die Sprache.“ Dieses Problem wäre noch größer, wenn nicht ein beträchtlicher Teil der Franzosen im Straßburger Bataillon und in der Brigade aus dem Raum Elsaß-Lothringen stammte. Die deutsche Sprache ist dort, den wechselnden Besitzverhältnissen zum Trotz, noch immer nicht untergegangen, und das hat nun sein Gutes.

Schon die Zweisprachigkeit kann den ganzen Soldaten fordern, doch beim Aufbau des Eurokorps lagen die Ansprüche weit höher. Niederländisch möge doch ebenfalls als Amtssprache respektiert werden, forderten die Flamen im Korps, und um entsprechende Ergänzung baten dann auch die Kampfgefährten aus Spanien. Weil vier Sprachen nebeneinander vielleicht doch hinderlich sind, besonders im Gefechtsfall, schlug der spanische Verteidigungsminister Julián García Vargas vor, Englisch zur Arbeitssprache im Korps zu erklären.

Den Franzosen verschlug das vor Empörung beinahe die eigene Sprache, und inzwischen ist klargestellt: Die tägliche Zusammenarbeit findet auf deutsch und französisch statt, was schwer genug ist.

Nahezu reibungslos klappt das bei den Offizieren, unter den Mannschaften und Unteroffizieren jedoch bietet sich, wie Oberst Quiel mit feinem Lächeln erläutert, „ein sehr buntes Bild“. Denn der deutsche Unteroffizier, „der in der Regel mit Hauptschulabschluß oder Mittlerer Reife zur Armee geht, hat nie Französisch gelernt, und da nützt auch kein vierteljähriger Sprachkurs, um sich in der anderen Sprache dienstlich bewegen zu können“.

Erheblich besser geht es da den französischen Kollegen - entweder deutschkundige Elsässer oder Soldaten, die auf bundesdeutschem Boden gedient haben. Und im Vorteil sind auch große Teile bei den deutschen

Mannschaftsgraden - oft Abiturienten, die wenigstens ein bißchen Französisch gelernt haben und sich nun weiterbilden. Er könne sich „so einigermaßen durchbeißen“, sagt in Straßburg der Gefreite Markus Ihle, und wenn die Nationen am Mittagstisch sitzen, erklärt sein Freund, Zeitsoldat Jan Fischöder, gehe es „nach Mehrheitsbeschluß: Wenn die Franzosen in der Überzahl sind, wird eben französisch gesprochen“.

In Straßburg wie in Müllheim werden Sprachkurse angeboten, aber natürlich läßt sich mit solcher Erstausrüstung bei der Befehlsgebung wenig ausrichten: „In wörtlichen Übersetzungen geht da überhaupt nichts“, erklärt ein Generalstähler, „die militärischen Denkmuster sind zu verschieden.“ Schon „bei der Ausarbeitung der Schriftsätze für eine Übung“, sagt in Straßburg Oberst Bernd Kaltenbach, „wird um jedes französische Wort gerungen“, und er weiß nun: „Man glaubt, man würde sich verstehen, man versteht sich aber trotzdem nicht.“

Wenn es um Leben oder Tod geht, darf es die Muttersprache sein

Unter der „Verzögerung“ eines feindlichen Angriffs zum Beispiel haben sich deutsche und französische Kommandeure etwas ganz Verschiedenes vorzustellen. Die Franzosen beobachten den Gegner, lenken ihn ab, und ob dabei etwas verzögert wird, steht dahin; die Deutschen sehen, wie Oberst i. G. Hartmut Bühl erklärt, „die Abnützung des Feindes an der Spitze dieser Idee“ und hauen deshalb auch schon mal drauf.

Ein Dolmetscher, glaubt Bühl, sei im Ernstfall völlig überfordert - „dann ist der Krieg zu Ende“. So sitzen jetzt bei den Befehlen je ein deutscher und ein französischer Offizier nebeneinander und schreiben in ihrer Sprache auf, was getan werden soll. „Dann wird das kompiliert“, erläutert Bühl, „und dann gehen die beiden Befehle raus.“

Was das Mündliche betrifft, hat der Kommandierende General - ein Mann der Truppe, den die Freunde „Tiger“ nennen dürfen - seinen Weg gefunden: „Wenn es wirklich schwierig wird“, sagt Willmann, der ausgezeichnet Französisch spricht, „dann spreche ich Deutsch.“ Und auch wenn es um Leben und Tod geht, greifen die Straßburger Stabsleute auf die Muttersprache zurück: Wenn im Krieg einer verwundet wird, so das Reglement, muß der betroffene Mann immer zuerst von einem Sanitäter seiner Nation angesprochen werden; erst dann kann er an Heilkundige mit fremder Mundart weitergereicht werden.

Nicht derart brisant, aber doch bedeutsam für das Befinden des Soldaten sind die Verhältnisse in der Küche. Und zudem waren beim Stab in Straßburg wie bei der Brigade delikate Standesfragen zu lösen.

Für einen Offizier der französischen Armee kommt es gemeinhin nicht in Betracht, sich mit einem Unteroffizier oder einem Soldaten in einen Raum, womöglich gar an einen Tisch zu setzen - da kann er sich ja gleich die Schulterstücke herunterreißen. In Straßburg aber herrschen Enge und lauter Provisorien, und so wurden soziale Grenzen geöffnet: Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften dinieren gemeinsam in einer Baracke.

Ein weiterer Verzicht stand für die Franzosen allerdings nicht mehr zur Debatte: der Wein zum Essen, der dazu gehört wie das Horsd'œuvre. In der Bundeswehr ist Alkohol während der Dienststunden jedoch streng verboten, und nun mußten die Deutschen sich überwinden. Man sei schließlich auf französischem Boden, machten sich Willmann und seine Leute Mut, da sei die Prohibition einfach nicht durchzuhalten. Nun dürfen die Männer von der Bundeswehr ebenfalls ihr Viertel ordern, und irgendwelche Schäden sind bislang nicht zu erkennen.

Noch in den Anfängen steckt die Harmonisierung bei den Arbeitsauffassungen der beiden Nachbarvölker. Die Franzosen mußten bei dieser Gelegenheit feststellen, daß die Deutschen ihrem weltweiten Ruf kaum noch gerecht werden. Die Arbeitszeit „ist ein ganz wichtiger Punkt“, erläutert der Elsässer Oberstleutnant Eric Winter, der in der Brigade dient, „wir kriegen ja mit, daß das in der Bundeswehr anders läuft, und wenn die ein Überstündchen machen, bekommen sie immer sofort einen Ausgleich“.

Die Franzosen arbeiten öfter mal in den Abend hinein, und groß gejammert wird darüber nicht. Sie formulieren es vorsichtig, aber deutlich genug: Diese Deutschen seien keinesfalls so fleißig, wie das immer

gesagt werde, und arbeitswütig schon gar nicht.

Viel tiefer noch sitzt der Schock, den das äußere Auftreten der Bundeswehr bei den Kameraden aller anderen Nationen auslöste. Im Straßburger Eurokorps wie in der Müllheimer Brigade erlitt das Bild vom deutschen Soldaten erhebliche Risse.

Einige Jahrzehnte deutsch-französischer Zusammenarbeit, die doch recht passabel war; ein paar Millionen Touristen hier wie da, ein Jugendwerk und gute Werke manch anderer Art - nichts davon hat offenbar die Vorstellung vom zackigen Jawollstager beseitigen können, der auch im Schlaf noch die Hände an die Hosennaht legt. Und nun kamen in Straßburg lauter Bürger in Uniform daher, schlimmer: Manche ließen sich regelrecht gehen, in der äußeren Erscheinung wie in den Umgangsformen.

Die Deutschen wiederum waren überrascht von den militärischen Tugenden der französischen Mitstreiter. „Die Franzosen“, findet der Gefreite Ihle von der Straßburger Stabskompanie, „sind in ihrem Auftreten und auch in ihren Befehlsstrukturen viel preußischer als die Deutschen und überhaupt viel zackiger“.

Die Verwunderung ist international, und auf dezente Weise gibt auch der spanische Eurokorps-Oberst Lorenzo Gasca den deutschen Waffenbrüdern eins mit: „Mein erster Eindruck von ihnen war genau das Gegenteil von dem, was ich erwartet habe. Ihre Disziplin ist eher intellektuell als äußerlich.“ Eine Bewertung, die Kommandeur Willmann als Kompliment verstehen möchte.

Das Ableben der Zackigkeit unter dem Gebot der Inneren Führung ist oft beschrieben, nicht selten betrauert worden, und nun hat auch der französische General Pierre Coursier damit seine Schwierigkeiten: „Wenn man nicht begreift, daß die Deutschen nach dem Krieg eine Streitmacht wollten, die so demokratisch wie irgend möglich ist, kann man das allgemeine Verhalten der Soldaten nicht nachvollziehen.“

Alles, „was mit Innerer Führung zu tun hat“, weiß jetzt ein deutscher Unteroffizier, der seit 25 Jahren dient, „ist den Franzosen schon suspekt“. Er hat gelernt, „über den Einsatz der Leute nachzudenken, etwa zu fragen: Brauche ich den Soldaten jetzt eigentlich noch?“ Und wenn er nun im Eurokorps einem französischen Vorgesetzten mit solchen Zweifeln kommt, „dann zuckt der zusammen, denn über Befehle wird nicht geredet, die werden ausgeführt“.

Stabsfahrer Fischöder bedauert denn auch den französischen Kollegen, der neuerdings den Willmann-Vize Coursier chauffieren muß: „Er hat mir gesagt, daß der General auch im Auto nicht mit ihm spricht, kein Wort. Wenn ich dem erzähle, daß ich manchmal morgens mit meinem Oberst Tennis spiele, glaubt der mir das gar nicht.“

Um so höher ist deshalb die Haltung Coursiers im gastronomischen Bereich zu bewerten. Der General verzichtete auf einen eigenen Speiseraum, ist schon mal in der Gemeinschaftskantine gesehen worden - und das ist nicht viel anders, als begeben sich Jacques Chirac in Paris zum Flippern in einen öffentlichen Spielsalon.

Die Fähigkeit, Gebräuche und Gefühle der anderen Seite zu respektieren, wird im Zuge des Korps-Aufbaus immer wieder herausgefordert. Als Willmann, von Haus aus Panzeroffizier, sein Büro mit einem Foto des Afrika-Helden und Generalfeldmarschalls Erwin Rommel dekorierte, waren die Franzosen pikiert. Nun hängt dort auch ein Porträt des französischen Panzergenerals Philippe Leclerc, Befreiungsidol im Zweiten Weltkrieg, und niemand hebt mehr die Augenbrauen.

Mit dem Gleichschritt im wörtlichen Sinne ist es noch nicht soweit. „Das ist“, sagt ein deutscher Rekrut und muß auch noch lachen, „gern mal ein größeres Chaos.“

Kein Wunder, denn auch auf dem Wehrsektor gibt es ein Europa der verschiedenen Geschwindigkeiten. Die Belgier marschieren etwas langsamer als die Deutschen; die Spanier sind eine Idee schneller als die Belgier, doch immer noch nicht so flott wie die Deutschen (114 Schritt pro Minute), die sich wiederum von den Franzosen (schlappe 95) beträchtlich unterscheiden.

Deutsche marschieren schnell, geradezu langsam die Franzosen

Und selbst mit den Armen macht jeder, was er will: Die Franzosen schwingen sie hoch bis an die Brustwarzen, die Deutschen aber müssen eine Handbreit unter dem Koppelschloß bleiben.

Die verbindende Wirkung der Musik soll nun in etwa für Gleichtakt sorgen. Ein „Marsch der deutsch-französischen Brigade“ wurde zum Beispiel komponiert, und bei entsprechenden Anlässen im Eurokorps, so erläutert ein deutscher Feldwebel, spielt die Kapelle „eine Kompromißmusik, nach der die Franzosen ein bißchen schneller, wir etwas langsamer gehen müssen. Denn wenn wir eine rein deutsche Musik nehmen, ist das eine Katastrophe“.

Selbst dann, wenn die Truppen des Eurokorps einmal stillstehen sollen, stehen sie alle anders. Mal müssen die Füße nach Vorschrift einen Winkel von 60 Grad bilden, dann nur einen von 40 - ein Unterschied, der vermutlich nur sehr berufserfahrenen Feldwebeln auffallen wird.

Bei den oberen Gliedmaßen sind die Differenzen etwas leichter zu erkennen. Frankreichs Soldaten strecken Arme und Finger eng an die Hosennaht; bei der Bundeswehr, die dergleichen überwunden hat, „sind die Hände geschlossen und liegen ohne Verkrampfung an der Außenseite der Oberschenkel an“. Als wenn es nicht schon schwierig genug wäre: Franzosen drehen bei der Kehrtwendung über die rechte Schulter, Deutsche wenden über links, und man kann sich denken, wieviel Anstoß es erregt, wenn sie sich gegeneinander kehren.

Kommandos zweisprachig zu geben, damit sie auch jeder versteht, hat sich im alltäglichen Dienst als unzweckmäßig erwiesen - auch deshalb, weil mitunter die scheinbar gleichartigen Formeln ganz verschiedene Abläufe auslösen.

„Stillgestanden!“ kommandieren die Deutschen, aber das danach obligatorische „Richt Euch!“ lassen sie in Straßburg lieber weg. Den Franzosen ist dieser Vorgang nämlich unbekannt, und sie wüßten wohl gar nicht, wonach sie sich richten sollten.

Nur bei gemischten Auftritten größerer Truppenkontingente geht es nach dem Proporz zu. Und dann folgt nach dem markigen „Huuu!“, was „Garde à vous!“ heißen soll, auf deutsch die „Meldung an den Kommandeur“.

Bei der Fahnenordnung setzte sich die Europa-Idee durch

Die gemeinsamen Appelle mit anschließendem Defilee, die allmonatlich nun einmal sein müssen, bereiten dem dafür zuständigen Bataillonskommandeur in Straßburg „schon zeremonielle Kopfschmerzen“. Da sollen die Fahnen mal von Offizieren, mal von Unteroffizieren begleitet sein, je nach Nation. Und ganz heikel war es mit den Fahnen am 14. Juli letzten Jahres in Paris, als Einheiten des Eurokorps an der Parade zum französischen Nationalfeiertag auf den Champs-Élysées teilnahmen.

Die Franzosen, das war von vornherein klar, würden ihre Fahne im Vorbeizug vor ihrem Staatspräsidenten senken. Deutsche Soldaten aber senken die Fahne vor überhaupt niemandem mehr, nur noch bei der Vereidigung und bei Begräbnissen. Belgier beugen das Tuch ausschließlich vor ihrem König, was François Mitterrand nun mal nicht war. Die Situation schien unlösbar zu sein.

General Willmann ließ dann im Verteidigungsministerium nachfragen, ob man nicht ausnahmsweise einmal vor einem Staatspräsidenten die Fahne senken dürfe. In Bonn, erinnert sich ein Oberst, „waren die ziemlich entsetzt“. Doch dann siegte die Europa-Idee: Die Deutschen konnten herablassen, die Belgier beugten sich diesem Beispiel. Wenig später, bei einer Feierlichkeit in Brüssel, kam es wohl nicht mehr darauf an. Die Franzosen und Deutschen im Korps senkten ihre Fahne vor dem belgischen König, als sei gar nichts dabei.

Nicht immer jedoch mochte das Bonner Ministerium die Flaggenordnung der Völkerfreundschaft

unterwerfen. Daß etwa bei der deutsch-französischen Brigade die Bundesfahne meist unten hing und die Trikolore darüber, stieß auf Unverständnis: Wieso eigentlich?

Die Deutschen in der Brigade, die sich deswegen mit ihren Franzosen nicht anlegen wollten, fanden eine wunderbare Antwort: Die untere Position symbolisiere doch eindeutig das Fundament der Brigade und sei insofern höher zu bewerten. Bonn gab Ruhe.

Glatt anderthalb Jahre aber dauerte es, bis sich die beiden Brigade-Völker über eine einheitliche Kopfbedeckung geeinigt hatten. Beide Seiten setzten sich durch: Das Barett ist blau, nach französischer Tradition; doch es wird auf der rechten Seite getragen, gemäß den Kleidervorschriften der Bundeswehr.

Um die Verwirrung zu begrenzen, erhält jeder Soldat vor dem Eintritt ins Eurokorps eine zweiwöchige Spezialausbildung, bei der nicht nur fremdsprachige Kommandos, sondern auch fremdartiges Outfit auf dem Programm stehen: Militärs, zumal in den höheren Kategorien, sind oft reich geschmückt, und das soll einer auseinanderhalten: Dienstgradabzeichen, Verbandsabzeichen, Mützenabzeichen, Funktionsabzeichen und Verwendungsabzeichen, nicht nur eine Schützenschnur, sondern auch noch eine Fangschnur.

Selbstverständlich gilt die Vielfalt auch für Waffen und Material. Zwar tragen in Straßburg alle Offiziere eine belgische Pistole, sind die Soldaten einheitlich mit einem französischen Sturmgewehr ausgestattet. Aber die Franzosen haben ihren AMX-Panzer und steuern das Geländefahrzeug von Peugeot bei, die Deutschen fahren Leopard 2 und den Mercedes-Fünftonner, Belgien kommt mit dem Leopard 1 sowie Bussen von DAF, und die Spanier haben ihren Panzer M-60 von den Amerikanern.

Damit ließe sich arbeiten und gegebenenfalls auch kämpfen, zumal die Kommunikationstechnik „die beste der Welt“ ist, wie ein deutscher Oberst sagt. Doch die wesentlichen Fragen, wer wann schießen oder selbiges befehlen darf und ob Franzosen den deutschen Fünftonner oder die Belgier den geländegängigen Peugeot bewegen können, werfen immer wieder Konflikte auf. „Der Rechtsstatus des Korps“, sagt General Coursier, „ist derzeit das zentrale Problem.“

Schon im Alltag des Eurokorps fällt es schwer, in den Vorschriftenverhau, den alle Armeen sorgsam aufgerichtet haben, ein paar Schneisen zu schlagen. Vier Rechtsberater beschäftigt der Korpsstab inzwischen, und die hatten allein ein Jahr damit zu tun, die Fahrvorschriften zu harmonisieren.

Da waren Haftungsfragen zu regeln und Versicherungen einzubinden, eine Sache mit Risiko. Nun dürfen alle Soldaten endlich alle Fahrzeuge steuern, aber Klärungsbedarf besteht nach wie vor. Für die Deutschen gilt beispielsweise, daß nur acht Mann mit Sicherheitsgurten auf der Ladefläche eines Lastwagens transportiert werden dürfen, die Franzosen laden soviel, wie sie wollen, und Gurte brauchen sie auch nicht.

In nationaler Hand ist vorerst auch das Disziplinarrecht. Deutsche und Belgier strafen Dienstvergehen individuell, oftmals nur mit Verweisen. Die Franzosen urteilen nach einem festgeschriebenen Schema und im allgemeinen strenger, schütteln aber manchmal den Kopf über die Ungereimtheiten der Bundeswehr.

Wenn etwa ein Franzose und ein Deutscher beim Wachdienst gemeinsam einnicken, steht für den einen ein Zellaufenthalt während der Dienstzeit, für den anderen hingegen Ausgangsverbot zum Wochenende an – grausam, wie die Franzosen finden: Der kann dann am Sonntag ja nicht mal zu seinem Mädchen.

Sich gegenseitig dreinzureden ist gleichwohl nicht statthaft. Als in Straßburg zum Beispiel ein französischer Offizier einem deutschen Rekruten befahl, sein wallendes Haupthaar einzukürzen, bejammerte der Mann das bei deutschen Vorgesetzten. Und nach der Rechtslage blieb nichts weiter übrig, als die Order zurückzuweisen und die Haare wachsen zu lassen.

Seit zwei Jahren existiert nun dieses Korps mit den Widersprüchen und Gegensätzen, die ihm seine Erfinder und die Geschichte mit auf den Weg gegeben haben. Schwere Kämpfe mit fremden Sprachen und Kleinkriege um Vorschriften, Debatten über lange Mähnen oder gemischte Marschzahlen belasten den militärischen Alltag, der mal mehr, mal weniger zackig seinen Lauf nimmt. So betrachtet, müßte dieser

Aufbruch in eine neue europäische Dimension schon nach den ersten Metern ein ruhmloses Ende gefunden haben.

Aber es geht voran. Die Plandaten für die Einsatzbereitschaft von Stab und Korps zum Ende dieses Jahres werden allem Anschein nach exakt eingehalten. Vor allem aber: Bundeswehr und Grande Armée, im Selbstverständnis wie in der Tradition weit voneinander entfernt, sind sich auf Stabsebene erstaunlich nahegekommen. Und Völkerverbindendes, mit dem die Aufstellung dieses multinationalen Korps eigentlich gar nichts zu tun hatte, findet auf allen Etagen statt.

Hier herrscht offensichtlich wilde Entschlossenheit, das militärhistorische Experiment voranzutreiben und glücklich abzuschließen - vielleicht auch deshalb, weil unter den Kollegen da draußen kaum einer damit rechnet. „Wir sind quasi zum Erfolg verurteilt“, sagt Oberst Bühl, „und das bestimmt hier das Klima.“

Bleibt es beim Üben, ist das auch nicht zu bedauern

Der Graben, der die militärischen Welten der Deutschen und der Franzosen trennt, scheint peu à peu an Tiefe zu verlieren. Inzwischen, freut sich der elsässische Obergefreite Stefan Erler, „gibt es bei uns einige Offiziere, mit denen man reden kann. Nicht über alles, aber es entsteht so langsam eine neue Atmosphäre“. Den Deutschen wiederum fällt die Zackigkeit der Franzosen durchaus angenehm auf, und es gibt immer mehr Nachahmungstäter.

„Unsere französischen Kameraden“, hat Oberst Quiel registriert, „sind etwas lockerer im Verhältnis zu ihren Mannschaften geworden, und was die deutschen Soldaten bei denen an formaler Disziplin erleben, färbt auch ein bißchen ab.“ Abzuwarten ist, welche militärische Rolle diesem Truppenverband einmal tatsächlich zukommen wird. Die deutsch-französische Freundschaft, die dem Eurokorps doch das Rückgrat gibt, hat letzthin etwas gelitten, und darunter könnte wohl auch die Idee vom gemischten Einsatz leiden.

Von „Krisenreaktion“ ist jetzt zwar viel zu hören, wenn es um Bosnien und die Serben geht; aber vom Eurokorps, das sich bislang in all seinen Übungen auf so etwas eingerichtet hat, ist dabei kaum die Rede. Noch ist der Aufbau dieses Korps nicht abgeschlossen, und wenn es denn immerzu beim Üben bliebe, in aller Stille und vielen Sprachen, wäre das wohl auch nicht zu bedauern.

Vorerst jedenfalls müssen sich die Männer des Eurokorps damit abfinden, in weiten Kreisen Europas völlig falsch eingeschätzt zu werden. So wie es Hartmut Bühl, der Oberst i. G., auf einer Nachtzugreise nach Berlin erlebte.

Sein Nachbar im Schlafwagenabteil, ein Professor aus Zürich, stellte sich vor, und der Oberst tat desgleichen: Er sei beim Eurokorps.

„Ach“, entgegnete freundlich der Herr, „wie interessant. Und welche Stimme singen Sie da?“